

Kaum hat das Leben begonnen, erlischt es bereits wieder. Dazwischen liegt eine kurze Phase unlösbarer Widersprüche und unerfüllbarer Sehnsüchte. Über allem schwebt die große Frage nach der Sinnhaftigkeit...

Die 1950er, irgendwo im trügerischen Idyll des US-Kleinbürgertums. Jack O'Brien (Hunter McCracken) und seine Brüder R.I. und Steve wachsen im Zwiespalt zweier kontrastierender Weltbilder auf. Die verständnisvolle Güte der Mutter (Jessica Chastain) ist mit der darwinistisch getränkten Härte des frustrierten Vaters (Brad Pitt) längst zum untrennbaren, den Jungen verstörenden wie prägenden Paradoxon verschmolzen. Das Dilemma menschlicher Gnade und deren Platz in einer erbarmungslosen Natur, der sie gleichsam entspringt und zuwiderläuft, soll Jack auf Lebenszeit nicht wieder ins Glück entlassen.

Die Szenerie wechselt. Wir begeben uns zum Urknall, zum Anfang von Zeit und Sein. Dunkelheit wird zu Licht, Licht zu Chaos, das schließlich Ordnung gebiert. Gasansammlungen reifen in der Unendlichkeit des allumfassenden Nichts zu kolossalen Gesteinsklumpen. Vulkane brodeln. Lavaströme brechen sich unaufhörlich Bahn. Und irgendwann entsteht auf einem zweckdienlich begünstigten Brocken eine sonderbare Struktur: das Leben.

Wie der evolutionäre Zufall es so will, erheben sich an jenem Orte die Saurier zur obersten Instanz. Einen Wimpernschlag lang. Dann bereits vergeht der Hauch von Herrschaft und Existenz im Fortlauf der kosmischen Ewigkeit. Anders als ihr späterer Nachfolger, der Mensch, haben die prähistorischen Kreaturen quälende Fragen nach dem Warum indes nie ersinnen können.

Die Gegenwart. Jack (nun: Sean Penn) ist erwachsen geworden. Der irreversible Schritt aus dem Paradies der Kindheit ist längst gemacht, die Unschuld längst verloren. Es verbleibt das Stochern in fragmentarischen Erinnerungen, immer auf der Suche nach Sinn, Zweck, Erkenntnis. Der unlösbare Konflikt eines reflektierten Bewusstseins, das nicht im Stande ist, sich selbst zu erklären. Die Verzweiflung eines Mannes, der die Leiden des eigenen Vaters erst ganzheitlich begreifen kann, als es zu spät ist...

Terrence Malick liefert mit "Tree of Life" seine erst sechste Regiearbeit in vier Jahrzehnten ab. Thematisch ein opulenter Karriere-Querschnitt und in Zügen an Kubricks "2001" erinnernd, darf die neueste filmische Symphonie des Kino-Poeten getrost als dessen Opus magnum bezeichnet werden.